

The background is a vibrant tropical scene. At the top, dark green palm fronds hang down against a light blue sky. The bottom of the image is filled with bright yellow plumeria flowers. In the lower right corner, two surfboards are visible: one with a brown and orange pattern, and another with a green and orange pattern. The overall color palette is warm and tropical, dominated by greens, yellows, oranges, and blues.

JANE PORTER

Schiffsfios  
in

WAIKIKI

Weltbild

Verlassen, verheult - und fast vierzig. Kann ein Urlaub im sonnigen Hawaii Jackies Stimmung aufhellen? Als sich eine feurige Affäre mit ihrem viel jüngeren Surflehrer Kai ergibt, sieht es fast so aus.

Daheim in Seattle holt der Alltag sie ein: Die Kinder wollen versorgt sein, Jackies Freundinnen lästern. Jackie versucht zu vergessen.

Doch dann meldet sich Kai plötzlich wieder...

Ein großer Liebesroman voller großer Gefühle und prickelnder Romantik

Jane Porter

# Schlaflos in Waikiki

Aus dem Amerikanischen von Sabine Schäfer

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Jane Porter ist in Kalifornien geboren und hat in Los Angeles Amerikanische Literatur und Geschichte studiert. Sie ist viel in Europa, Asien und Afrika gereist, bevor sie zunächst im Marketing arbeitete und später als Englischlehrerin an der Highschool.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Flirting With Forty bei 5 Spot, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Jane Porter

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Sabine Schäfer

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-256-8

Ah, Weihnachten! Die schönste Zeit des Jahres. Nicht wirklich. Nicht wenn man eine alleinerziehende Mutter ist.

Manche Leute sagen, dass die Menschenmengen in den Einkaufszentren oder die Schlangen in den Postämtern Weihnachten ruinieren. Ich sage, es ist der verdammte Weihnachtsbaum.

Die ganze Weihnachtsbaumgeschichte ist unglücklich und nicht geschaffen für Frauen. Ganz besonders nicht für Frauen mit kleinen Kindern.

Für Weihnachtsbäume braucht man einen Mann oder eine Meute Freundinnen. Aber wenn man in meinem Alter ist und das Time Magazin die eigene Generation »Fußballmuttis« nennt, weiß man, dass die Freundinnen mit einem zum Lunch gehen, zu einer Girls' Night (was teure Cocktails in schicken Bars bedeutet) oder sich eine Maniküre- und Pedikürebehandlung mit einem gönnen, aber sie gehen nicht mit zum Weihnachtsbaumkauf. Und sie werden schon gar nicht das Hochstemmen, Schleifen, Festzurren, Losbinden, Schleifen und Schleppen übernehmen. All die Aktionen, die nötig sind, um den Baum vom Verkaufsort zum Auto, nach Hause und dann in den Christbaumständer zu bekommen ...

Ich bin kein Schwächling – ich trainiere im Fitnessstudio –, aber mir ist noch keine füllige, frische Tanne untergekommen, die ... nun ja ... leicht war. Das erinnert mich an letztes Jahr. Es war das erste Jahr, in dem Daniel und ich getrennt lebten, bevor wir tatsächlich die Scheidung einreichten. Der nette Mann vom Weihnachtsbaumverkaufsort in der Nähe des botanischen Gartens verkaufte mir einen Baum mit – ich liebe das – einem doppelten Stamm.

Ein doppelter Stamm.

Dieser Baum muss mindestens vierzig Kilo gewogen haben. Vielleicht fünfzig. Ihn nach Hause zu bekommen, und in den Christbaumständer, war unreal. Grauenvoll. Ich habe meine Lektion gelernt. Ich werde jeden Baum von oben bis unten abtasten, bevor ich den Kerl mit der Kettensäge diverse Zentimeter des unteren Stamms absägen lasse.

Jetzt, ein Jahr später, bin ich wieder mit meinen Kindern beim Weihnachtsbaumkauf, wenn auch auf einem anderen Verkaufsort. Und meine Laune ist zugegebenermaßen mies. Der Dezember ist der schlimmste Monat im Jahr für mich als Single. Nicht weil ich einen Mann bräuchte, sondern weil all die Familientraditionen, die ich so mühevoll geschaffen habe, mir jetzt zu schaffen machen. Aber heute wird es lustig. Ich schwöre, heute werden wir, jetzt und hier, Spaß haben.

Jetzt und hier, bekräftige ich stumm, während ich meine Hände tiefer in den Taschen meines Trenchcoats vergrabe, die Schultern nach vorne gezogen, um den in Seattle üblichen Dezemberregen abzuwehren.

Ich arbeite hart daran, mich nicht vom Regen kleinkriegen zu lassen. Im Gegensatz zu der allgemein verbreiteten Auffassung regnet es in Seattle nicht jeden Tag. Ich bezweifle auch ernsthaft, ob wir wirklich die höchste Selbstmordrate im Land haben. Das ist absurd. Schlaflos in Seattle wurde hier gedreht. Dieser Ort ist nicht deprimierend. Tatsächlich sprechen wir hier im pazifischen Nordwesten, wenn wir uns auf das nasse Wetter

beziehen, fröhlich von Sprühregen, Nebel, Tröpfchen, leichten Schauern, verstreuten Wolken, dem Aufheitern am Nachmittag und gemeldeten Sonnenflecken.

Was ist daran deprimierend?

Aber ich muss zugeben, dass ich weniger begeistert davon bin, jetzt einen Baum kaufen zu müssen. Der Regen prasselt zwar nicht auf uns herunter, aber er hat ein ganz schön zügiges Tempo. Es ist kalt hier draußen, der Platz ist schlammig, die Bäume sind nass, die Kinder sind jetzt auch nass, und ich will nur noch nach Hause.

Da ich es aber versprochen habe (»Mom, ein Versprechen ist ein Versprechen!«) und sie heute so voller Vorfreude von der Schule heimkamen, sind wir jetzt hier.

»Wie wäre es mit diesem, Mom?«, ruft William mir aus einem grünen Dickicht entgegen, das mühelos die Dreimetermarke übersteigt.

»Ein schöner Baum«, meint der Baumverkäufer mit der tief in die Stirn gezogenen Baseballkappe, die sein Gesicht und einen dünnen Pferdeschwanz verbirgt.

»Er muss mindestens drei Meter hoch sein«, erwidere ich, wobei ich versuche, die Verzweiflung aus meiner Stimme zu halten. Was glaubt er, wie ich einen Drei-Meter-Baum hochheben und zu meinem mittelgroßen Geländewagen tragen soll?

»Kostet zwölf Dollar, die Dame. Und es ist ein wirklich netter Baum. Sie werden nicht viele finden, die so hübsch sind.«

Ich werfe ihm einen langen Blick zu. Ich bin Innenarchitektin, Deckenhöhen sind mein Spezialgebiet. »Meine Räume sind kaum zwei achtzig hoch.«

»Wir können jederzeit unten was absägen.«

Wie viel? Zwei Meter? Und sie berechnen pro halben Meter, wenn man einen Baum kauft. Clever kalkuliert.

Ich drehe mich um, streiche nasse Strähnen aus meiner Stirn, da die Kapuze meines Mantels mein Gesicht nicht ganz bedeckt. Mir ist kalt. Ich bin müde, nass und grantig und würde gerade fast alles geben für einen großen fettfreien Vanilla Latte. Auch eine einfache, altmodische Tasse Kaffee würde es tun.

»William! Jessica!«, rufe ich und versuche, ein wenig Begeisterung in meine Stimme zu injizieren. »Kommt und helft mir, einen Eins-achtzig-Baum zu finden!«

Jessica kommt hüpfend aus dem tropfenden Nadelbaumwald. Ihr lavendelfarbenes Sweatshirt ist durchgeweicht, ihr langes blondes Haar verfilzt.

»Wo ist dein Mantel, Jessica?«

Sie bleibt stehen, schaut hinter sich, um sich, mit weit aufgerissenen blauen Augen. »Ich weiß nicht.«

»Schatz, geh und hol ihn.« – »Mir ist heiß.« – »Jess, es regnet.« – »Aber mir ist heiß.«

Eins muss man den Kindern lassen, die im pazifischen Nordwesten geboren werden: Sie sind keine Weicheier. Nebel und Regen können sie nicht im Geringsten aufhalten. »Es ist kaum vier Grad warm, Jess. Zieh deinen Mantel an, oder wir gehen.« Ich erwärme mich für diese Drohung. Mir gefällt diese Drohung. Ich würde gern sofort nach Hause fahren. »Wenn du nicht hören kannst, dann fahren wir heim.«

William, mein neunjähriger Sohn, hat den letzten Teil meiner Worte gehört und kommt nun protestierend zwischen den Bäumen hervorgestolpert. »Aber du hast gesagt, Mom, du hast gesagt ...«

»Ich weiß, was ich gesagt habe, aber ich werde heute weder mit dir noch mit deiner Schwester streiten. Nicht heute. Der Weihnachtsbaumkauf soll etwas Besonderes sein. Ich will, dass wir Spaß haben, keinen Kleinkrieg.« Genau.

Es gibt Zeiten (wie jetzt gerade), da frage ich mich, woher ich all diese Elternsprache nehme. Vererbt sich so etwas? Ist es etwas, das man mit den XY-Chromosomen übermittelt bekommt? Denn manchmal (wie jetzt gerade) bewegt sich mein Mund, es kommen Worte heraus, und ich höre meine Stimme, den Tonfall, und stelle fest, dass ich eine Nörglerin geworden bin. Eine Mutter.

William wendet sich an seine Schwester, die bequemerweise dreieinhalb Jahre jünger ist und weiterhin ihrem Status als Baby der Familie alle Ehre macht. »Lass es sein, Jess«, zischt er ihr zu. »Hol deinen Mantel und tu was Mom sagt, oder wir werden nach Hause fahren, und wir werden keinen Weihnachtsbaum haben und keine Geschenke, und der Weihnachtsmann wird nicht kommen, und alles wird deine Schuld sein.«

Jessica holt ihren Mantel.

Ich sehe William an, meinen gutaussehenden Erstgeborenen, der nun fülliger um die Taille ist als früher, an einer Stelle Fett angesetzt hat, von der ich nicht wusste, dass man da Fett ansetzen könnte, und gratuliere ihm im Stillen dafür, dass er meine Arbeit gemacht hat. Heutzutage nehme ich alle Hilfe an, die ich bekommen kann.

Während ich mir das Gesicht trocken wische, denke ich an die zwei Regenschirme in meinem Auto, die dort seit zwei Jahren liegen und niemals benutzt worden sind. Merkwürdig, an einem Ort zu leben, an dem es so viel regnet, und niemals einen Schirm zu benutzen. Es ist nur so, dass die meisten von uns, die hier leben, keinen Schirm für etwas so Unbedeutendes wie einen Regenguss hervorholen würden. Wir sind ... nun ja ... abgehärtet ... abgehärteter.

Oder vielleicht nur dumm. Dümmer.

Ich fühle mich jetzt gerade dümmer, während ich durch die nasse, matschige Erde stapfe und auf abgehauene Bäume starre. Wir sind die Einzigen hier. Ja, es ist Montagnachmittag um vier Uhr, aber es muss doch andere Eltern geben, die ihren Kindern versprochen haben, heute einen Baum zu kaufen, falls sie brav waren.

Falls sie brav waren. Als ich einen Seitenblick auf meine zwei werfe, sehe ich, wie Jessica ausholt, um William eine zu verpassen. Jessica mit ihrem blonden Haar, den blauen Augen und den großen Grübchen mag wie ein Engel ausschauen, doch sie ist der leibhaftige Teufel. Sie ist höllisch anstrengend. Ich wünschte, ich könnte Daniel die ganze Schuld dafür geben, doch es gibt Gerüchte, dass ich mit fünf auch nicht anders war.

Und mit sechs, sieben, acht. Aber wer zählt das schon?

Ganz bestimmt nicht ich, denn ich will nur noch nach Hause.

»Wie wäre es mit dieser hier?«, sage ich und deute auf eine relativ ansehnliche Tanne, deren Höhe im Bereich eins sechzig bis eins achtzig einzuordnen ist.

Beide, Jessica und William, schütteln ihre Köpfe. »Sie ist zu klein«, erklärt Jessica.

»Sie ist hässlich«, ergänzt William und bewegt seine Hand über einen der vielen riesigen Abschnitte des Baumstammes, an denen sich keine Zweige befinden. »Da ist nichts. Wie willst du Christbaumkugeln dranhängen, wenn da nichts ist, woran du sie hängen kannst?«



Ein Punkt für ihn. Aber ich habe das Preisschild gesehen. Der Baum kostet fünfundsechzig Dollar, zwanzig weniger als seine besser gepflegten Brüder in der Einsneunzig-Reihe. »Wir könnten dort etwas Besonderes anbringen«, sage ich.

»Und was bitte? Einen überdimensionalen Weihnachtsstern?«

Je älter er wird, desto witziger wird er. Ich kann mir die aufregende Erfahrung des Heranwachsens nur vorstellen. »Der Baum ist nicht perfekt. Aber er ist nett.«

Er macht »Hmpf!«, in ziemlich genau der Weise, wie es sein Vater immer getan hat, und entdeckt dann den Baum, den wir letztendlich kaufen. Während Jessica mit ihren besten Schuhen durch Pfützen hopst (warum ist mir nicht früher aufgefallen, dass sie ihre besten Schuhe trägt?) und dann den ganzen Rückweg lang herumheult, dass ihr kalt ist.

Das Gute ist, wir haben einen Baum, der auf dem Dach unseres Autos befestigt ist, und wir sind auf dem Weg nach Hause.

Weniger gut ist, dass dies erst Schritt eins war. Schnell gehe ich die anderen Schritte durch.

Schritt eins: Baum kaufen und auf dem Auto befestigen.

Schritt zwei: Nach Hause fahren, ohne den Baum zu verlieren.

Schritt drei: Den Baum vom Auto hieven.

Schritt vier: Den Baum ins Haus und in den Christbaumständer wuchten.

Wir sind zügig zu Hause angekommen. Ich mag Schritt zwei. Ich fühle mich wirklich großartig in Bezug auf Schritt zwei und gratuliere mir selbst für den gut erledigten Job. Jetzt ist es Zeit für Schritt drei.

Ich schicke William in die Küche, damit er die Allzweckschere holt, während ich alle Wagentüren öffne und sie für meinen Aufstieg zum Dach in die richtige Stellung bringe. William reicht mir die Schere, und ich schneide die Schnur auf einer Seite durch und dann auf einer anderen und wieder auf einer anderen, bis der Baum befreit ist. Die Kinder rufen mir aufmunternde Kommentare aus dem Dunkeln zu, denn die abendliche Dämmerung hat bereits der Nacht Platz gemacht, obwohl es erst halb fünf am Nachmittag ist. Der Regen fällt immer noch mit stetigem Platschen vom Himmel. Platsch, platsch, platsch. Gott segne meine Kinder, sie erwähnen nicht ein einziges Mal den Regen, denken nicht daran, sich zu beklagen, und ich weiß, es liegt daran, dass sie glauben, alle Kinder lebten so wie sie.

Es kommt ihnen nicht in den Sinn, dass es in dieser Minute anderswo in den Vereinigten Staaten sonnig sein könnte. Dass Orte wie Phoenix, Orlando, Los Angeles und Denver gerade im Sonnenschein liegen. Dass in Palm Springs um diese Jahreszeit perfektes Wetter herrscht. Dass Hawaii himmlisch, Miami der absolute Hot Spot ist.

Nein, sie sind unschuldig. Sie erkennen nicht, dass wir, wenn wir bloß ein bisschen weiter nach Süden ziehen würden, ganzjährig blauen Himmel und Sonnenschein haben könnten.

Deshalb versuchen wir, sie nicht allzu oft nach außerhalb des Staates mitzunehmen. Das würde sie nur von trockenerem Gras (man beachte, ich sage nicht grünerem, da vermutlich Irland der einzige Ort ist, der noch grüner ist als Seattle) träumen lassen. Denn sie werden kein trockeneres Gras bekommen, bis sie irgendwann aufs College

gehen.

»Okay, William, Jessica, tretet zurück!« Ich halte mich am Dachgepäckträger des Geländewagens fest. »Ich werde den Baum bis zum Rand ziehen und ihn dann fallen lassen.«

Ich zerre den Baum über das Dach und zucke zusammen, als die Äste über das Metall quietschen und kratzen. Als ich den unteren Teil des Baumes anhebe, spüre ich klebriges Harz. Ich mache mir eine mentale Notiz, nachher darauf zu achten. Ich habe immer noch Harzspuren von dem Mammut-Doppelstamm des letzten Jahres auf meinem Lieblingssweatshirt.

Obwohl es sich dieses Jahr nicht um einen Doppelstamm handelt, ist der Baum doch schwerer, als ich erwartet hatte, und plötzlich hat er sich an einer der Streben des Dachgepäckträgers verfangen. Ich ziehe. Der Baum rührt sich nicht. Ich überprüfe die Schnur. Sie ist durchgeschnitten. Ich überprüfe den Baum. Die Zweige haben sich nicht verhakt. Der Baum ist nur zu schwer, um sich so einfach vom Dach ziehen zu lassen.

»William, ich brauche deine Unterstützung. Aber sei vorsichtig.«

Er ist eifrig bemüht zu helfen. Er springt auf den Fahrersitz, streckt sich nach dem oberen Teil des Baumes.

»Warum kann ich nicht helfen?«, protestiert Jessica. »Warum darf William alles machen?«

»Du hilfst, Jess«, grunze ich, als mir ein frischer Tannenzweig ins Gesicht peitscht. Ein weiterer kräftiger Ruck, und ich sollte den Baum heruntergezogen haben. »Geht ein Stück zurück! William, zieh ihn in deine Richtung und versuch dann, ihn aufzufangen, bevor er fällt.«

Ja, ich weiß. Nicht das Klügste, was ich zu ihm sagen oder was ich von ihm erwarten konnte. Zurückschauend hätte ich einfach den Baum fallen lassen sollen. Zur Hölle mit dem Wagen. Zur Hölle mit dem Asphalt. Zur Hölle damit, den Baum schützen zu wollen.

Ich hätte meinen Sohn schützen sollen.

Glücklicherweise fließt kein Blut. Und er weint nicht. Aber im Haus hebt er sein T-Shirt hoch, und ein riesiger roter Striemen wird sichtbar, der von seiner Schulter über sein Brustbein bis zu seinen unteren Rippen verläuft.

»Es tut mir leid, Schatz«, sage ich und umarme ihn lange und schuldbewusst. Aber immerhin haben wir Schritt drei vollbracht.

Auf zu Schritt vier.

Ich hole mir eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank, drehe den Verschluss ab und nehme lange, stärkende Schlucke, während ich geistig meine Strategie durchgehe, wie der Baum in den Christbaumständer zu bekommen ist.

Sogar mit Daniel war das Den-Baum-in-den-Christbaumständer-Bekommen eine aneinandergereihte Folge von hässlichsten Flüchen.

Jetzt, ohne Daniel, bin ich entschlossen, dass wir es schaffen und dabei sogar noch Spaß haben werden. Ich bin erwachsen. Ich habe zwei Kinder geboren – eines davon war viereinhalb Kilo schwer –, ich habe schon sechs Einkaufstüten auf einmal getragen. Ich schaffe das.

Und die Kinder – Gott segne sie – sehen mich mit allem Vertrauen der Welt an.

Ich schiebe eine CD von Nat King Coles Weihnachtsliedern in den CD-Spieler, strecke mich ein bisschen – okay, ich fühle mich dabei ein wenig wie Owen Wilson in Shanghai Noon, aber das ist in Ordnung. Alles, damit diese Angelegenheit Spaß bleibt.

Jess, William und ich reißen alle Türen auf, greifen nach einem Stück Baum und zerren/tragen unsere immer weniger edel aussehende Tanne in das Wohnzimmer.

Wir schaffen es, sie hereinzubugsieren. Sie liegt mitten auf dem Fußboden und nimmt jede Menge Platz weg. Ich weiß, der Weihnachtsbaumverkäufer hat gesagt, sie wäre nur eins neunzig hoch, aber ich habe nicht ihren Umfang bedacht. Es ist ein großer und breiter Baum. Wow. Sie wird ganz sicher großartig aussehen, wenn wir sie geschmückt haben.

Ich trete zurück, rubbele Harz von meinen Händen. William zupft an seinem Shirt herum. Jessicas lavendelfarbenes Sweatshirt ist harzbefleckt. Wunderbar. Es ist ein gesunder, großer und breiter Baum.

Immer noch meine Hände abreibend, teile ich ihnen meinen Plan mit: »Wir werden den Baum, so wie er ist, also liegend, zum Christbaumständer schieben. Und dann werden wir ihn gemeinsam anheben. Und dann, während ihr beide den Baum festhältet, werde ich die Schrauben festdrehen, und wir können mit dem Schmücken beginnen.«

Es ist ein guter Plan. Er sollte funktionieren.

Er funktioniert nicht.

Natürlich funktioniert er nicht. Nichts, was mit Weihnachten zu tun hat, ist leicht. Es ist die schönste – ausschneiden, bearbeiten, einfügen – stressige Zeit des Jahres.

Die tieferen Zweige des Baumes hindern uns daran, den Befestigungsring des Christbaumständers hoch genug zu schieben, um den Baum aufrecht im Christbaumständer zu halten. So hübsch der Baum auch in der Horizontalen auf meinem Teppich aussieht, mache ich mir doch Sorgen darüber, dass gute zwanzig Tage lang Harz von ihm herabtropfen wird.

Wir lassen den Baum herunter. Die Schrauben lassen sich nur mit großem Kraftaufwand lockern (ich hätte nicht so eifrig mit der Zange sein sollen, bevor ich sicher sein konnte, dass der Baum hineinpassen würde).

Wir werden Zweige kappen müssen. Und natürlich habe ich kein einziges Werkzeug zum Abschneiden von Zweigen.

Bei der Scheidung bekam Daniel das zweite Haus, den Porsche, die neue junge Freundin und die alte Säge, die wir für solche Sachen benutzt haben.

Ich hätte eine Säge kaufen sollen. Ich habe einen Werkzeugkasten gekauft, nachdem Daniel und ich uns getrennt hatten – eine hübsche rot bemalte Kiste, vollgepackt mit Werkzeug –, aber eine Säge war nicht darin. Und falls Sie sich diese Frage stellen: Ich bin eine Innenarchitektin, die gute Ideen hat, nicht eine, die selbst Hand anlegt. Schade eigentlich, denke ich nun. Wenn ich ein wenig mehr handwerklich begabt und geschickter mit den Händen wäre, würde mein Baum jetzt richtig gerade dastehen.

»Wie wäre es, wenn wir eine Schere benutzen?«, schlägt Jessica vor.

»Die Schere wird brechen«, antworte ich, auf den Fersen hockend. Ich höre Nat singen, aber das hilft nicht. Ich bin nicht glücklich. Ich bin gar nicht glücklich. Wir sind um vier Uhr zum Weihnachtsbaumverkaufsplatz losgefahren. Jetzt ist es nach sechs. Die Kinder haben

weder zu Abend gegessen, noch haben sie ihre Hausaufgaben erledigt. Und der Baum liegt immer noch hingestreckt wie ein massiger grüner Wal auf meinem dickflorigen cremefarbenen Teppich.

»Wie wäre es mit einem Messer?«, bietet William an.

»Sicher.« Ich kämpfe darum, meine Stimme warm und charmant klingen zu lassen. Es ist Dezember, Weihnachten, Spaßzeit, Familienzeit. Die Zeit, in der man seinen Kindern etwas Besonderes bieten will. »Aber hol das Brotmesser! Das ist das lange mit der sägeartigen Klinge ...« Ich sehe seinen fragenden Ausdruck, breche ab. »Kein Problem. Ich hole es.«

Ein Brotmesser später säge ich an den schlanken unteren Zweigen, die in der Zwischenzeit überall am unteren Ende des Baumes herausgewachsen zu sein scheinen. Ich brauche mehrere Minuten, um nur einen einzigen abzuschneiden. Es sind noch mindestens zehn weitere übrig. Lieber Gott. Das könnte die ganze Nacht so weitergehen.

Der Baum verliert schnell meine Sympathie. Es ist kein netter Baum. Er arbeitet nicht mit.

Gute Bäume sollten praktisch in den Christbaumständer springen, nett und gerade, und darauf warten, dass man die Schrauben festdreht. Diesen Baum schert es nicht einmal, ob meine Kinder etwas zu essen bekommen.

Ich säge immer noch und stoße dabei tonlose Flüche aus. Ich mache eine Pause.

»Mom, lass mich das machen. Ich kann das. Ich bin stark.«

Ich blicke auf William, meinen William, der mit neun Jahren zum Mann der Familie aufgestiegen ist, und ich bemerke, wie groß er geworden ist. Mein Viereinhalb-Kilo-Baby ist auf dem Weg, erwachsen zu werden. »Ich will nicht, dass du dich verletzt.«

»Ich werde mich nicht verletzen.«

»Vorhin, da draußen, hast du dich verletzt.«

»Das war nur, weil du den Baum auf mich hast fallen lassen.« Hm. Ein Punkt für ihn. Und trotzdem, Messer sind etwas anderes. »Ich könnte es nicht ertragen, wenn du dich schneidest ...«

»Werde ich nicht.« Er nimmt mir das Messer ab. »Tretet zurück.«

Tretet zurück. Mir ist zum Heulen zumute. Kleine Jungen sollten niemals auf ihre Mütter aufpassen müssen. »Du kannst es versuchen. Aber nur für eine Minute«, sage ich und krieche näher an ihn heran, nur für den Fall, dass er sich ein paar Finger absäbelt und ich sie schnell auf Eis legen muss.

Nichts wird schiefgehen, erkläre ich mir selbst. Warum sollte etwas schiefgehen? Diese ganze Baumgeschichte ist doch bis jetzt ein Riesenerfolg gewesen.

William sägt und hackt an dem Baum herum. Tischler und Mitwirkende von Do-it-yourself-Fernsehshows wären entsetzt von unseren handwerklichen Fähigkeiten, aber wir sind eine Familie, und wir hacken und sägen wie eine Familie. »Wie läuft es?«, frage ich ihn.

»Super, Mom.«

Jessica kommt jetzt auch herangekrochen. »Jetzt bin ich mal dran.«

»Nein, Jessica. Du wirst nicht mit dem Messer herumhantieren.«

»Warum nicht? William darf auch.«

»William ist fast vier Jahre älter.«

»Und?«

»Messer sind gefährlich ...«

»Du lässt ihn alles machen, und mich lässt du nichts machen!«

»Du hast recht.« Ich setze mich hin, die Hände auf den Oberschenkeln abgestützt. »Ich hätte dich statt William vom Baum plattdrücken lassen sollen. Er wiegt fünfundvierzig Kilo, und du wiegst ... wie viel? Zwanzig? Du kriegst das hin.«

Sie rollt ihre Augen an meine Adresse gerichtet. »Ich würde nicht plattgedrückt werden. Das ist eine Übertreibung. Daddy sagt, du übertreibst dauernd!«

Oh, ich liebe Daniel. Ich liebe ihn sooooo sehr.

»William, komm, das reicht«, sage ich. Je länger er an dem Baum herumsäbelt, desto unruhiger werde ich. Ich warte nur darauf, dass das Messer abrutscht, Finger fliegen, Blut spritzt. Und ich kann wirklich nicht gut mit Blut umgehen. Selbst als ich ein Kind war, wurde mir bei der Fernsehsendung Notruf regelmäßig übel.

»Aber Mom, ich habe es fast geschafft.«

»Nein.«

»Mom ...«

»Nein! Gib mir das Messer.«

Er sieht mich an wie ein Hund, der gerade getreten worden ist. Aber er reicht mir das Messer.

Jessica jedoch beäugt mich mit der Verachtung einer Fünfjährigen.

»Du hättest ihn nicht anschreien müssen, Mom. Er wollte nur helfen.«

»Jessica ...«

»Warum bist du immer so gemein?« Sie starrt mich wütend an. »Melinda ist nie gemein.«

Melinda, das ist die Rechtsanwaltsfreundin ihres Vaters aus dem Silicon Valley. Sie ist klug, Jacqueline. Ehrgeizig. Princeton Abschluss, MBA von der Brown Universität. Wir haben so viel gemeinsam. Hurra, Daniel, das freut mich so für dich.

Er und Melinda mit der sexy schlanken Figur leben praktisch zusammen, während ich nicht einmal daran denken kann, mich mit anderen Männern zu verabreden.

Es ist nicht so, dass ich Männer hasse. Ich will nur nichts mit ihnen zu tun haben. Ich bin jetzt seit einem Jahr geschieden, und ich bin innerlich immer noch wie tot. Ich habe nichts übrig, das ich jemandem geben könnte, und die Männer, die ich treffe, suchen nach Ehefrau Nummer zwei, die Nummer eins ersetzen soll, was bedeutet, dass sie (wie ich) nur komplett mit Häusern, Kindern und Ex-Ehepartnern zu haben sind. Und dafür bin ich noch nicht bereit. Ich komme kaum mit meinen eigenen Kindern zurecht. Wie soll ich da mit den Kindern von anderen Leuten fertig werden?

Nein. Nach elf Jahren als gute Firmenehefrau und (Teilzeit-) Innenarchitektin ist alles, was ich will: meine Kinder, meine Freundinnen, und dass mein Geschäft gut läuft.

Mit den Freundinnen ist es einfach, die Arbeit ist eine Herausforderung, und als ich Jessicas maultiersturen Gesichtsausdruck registriere, denke ich, dass wenigstens eines meiner Kinder unmöglich ist.

»Das liegt daran, dass Melinda nicht deine Mutter ist«, gebe ich zurück. »Sie ist die

Freundin deines Vaters.«

»Und?«

Glücklicherweise habe ich William zuerst bekommen. Denn wenn Jessica meine Erstgeborene gewesen wäre, hätte es wohl keine weiteren Kinder gegeben. »Und Melinda ist nicht für dich verantwortlich. Aber ich bin es. Und es ist meine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass du gesund, sicher und gut erzogen aufwächst.«

Zwanzig Minuten später sind wir so weit, den Baum erneut aufzurichten. William und ich halten den Baum fest und versuchen, ihn ganz bis auf den Boden des Christbaumständers zu bugsieren, aber wir bekommen ihn nicht bis nach unten, so sehr wir uns auch bemühen.

Ich mache einen Schritt rückwärts, um die Optik zu überprüfen, während William, überall vom Baum verdeckt, ihn festhält. »Vielleicht ist es gut so«, murmelte er undeutlich hinter dem Tannengrün hervor.

Ich denke, er hat recht. Er sieht gerade aus. Es reicht.

»Halt weiter den Baum fest, während ich die Schrauben ganz fest anziehe.« Ich habe eine zweite Zange entdeckt. Mit der Zange in der Hand robbe ich auf dem Bauch, mit dem Kopf voran, unter den Baum, als würde ich für die Bühnenversion von Desert Storm proben. Jessica kriecht von der anderen Seite mit ihrer Zange heran, und zusammen bearbeiten wir die Schrauben, während William uns Aufmunterungen zuruft.

»Ihr habt es«, sagt er. »Sieht gut aus. Ich denke, es wird halten.«

»Mom, diese Seite ist fertig«, sagt Jessica.

Schließlich krieche ich harzbeschmiert und mit rotem Gesicht unter der Tanne hervor. Der Baum sieht passabel aus.

»Schmücken wir ihn jetzt?«, fragt Jess und legt die Zange zu Bücherstützen, Schubladenknöpfen und anderem hervorstehendem Krimskrams, den ich in der Kiste aufbewahre.

»Ihr braucht jetzt erst einmal euer Abendessen.«

»Ach was, brauchen wir nicht.« William holt bereits die Lichterketten aus der Schachtel. Ich reibe mir den Nacken und versuche zu übersehen, dass William die Lichterschnüre beim Herausholen verknotet hat.

»Doch, braucht ihr. Sonst werdet ihr nachher vor Hunger nicht einschlafen können.«

Jessica kniet sich hin, um eine Glühbirne mit der Zange einzudrehen. »Jess!«, sage ich warnend.

Sie sieht zu mir auf mit unschuldigen großen Augen. »Was?«

»Diese Birnen sind aus Glas.«

»Mmmh.«

»Sie werden zerbrechen.« Und knack. Sie zerbricht eine. Helle Scherben aus rotem Glas glitzern auf dem Teppich.

Jess lässt die Zange sinken. »Sie ist zersprungen.«

William schüttelt den Kopf. »Das hast du mit Absicht gemacht.«

»Habe ich nicht.«

»Hast du wohl.«

»Habe ich nicht!«

»Kinder!« Ich stehe zwischen ihnen, eine beruhigende Hand auf jedem von ihnen. »Na kommt. Wir haben noch eine Menge zu tun.« Ich schicke Jessica, den Staubsauger holen, William zum Telefon, um den Pizzaservice anzurufen, und ich schlucke zwei Kopfschmerztabletten. Das wird eine richtig lange Nacht.

Drei Stunden später sind die Kinder endlich im Bett, und ich sitze mit einem Weihnachtsbecher voll Glühwein im dunklen Wohnzimmer. Die roten, grünen und goldenen Lichter brennen, und mein altes Lieblingsalbum mit Weihnachtsliedern von Neil Diamond ist zu hören. Daniel hasste mein Weihnachtsalbum von Neil Diamond, ebenso wie die Alben von Barry Manilow, den Carpenters und Barbara Streisand. Doch er ist jetzt nicht hier, und ich kann verdammt noch mal hören, was ich will.

Und Neil Diamond ist so ein peinliches Vergnügen.

»Song Sung Blue.«

»Cherry, Cherry.«

»I am ... I said.« Oder so ähnlich.

Ich schlürfe den gewürzten Glühwein, ein Rezept, das ich seit dreizehn Jahren jedes Jahr zubereite. Das war eine von Daniels und meinen ersten Traditionen. Pizza, Glühwein und Baumschmücken.

Daniel erinnert sich wahrscheinlich gar nicht mehr daran, warum ich anfing, Glühwein zu kochen. Der Glühwein sollte ihn dazu bringen, mir dabei zu helfen, den Baum aufzustellen. Nach der Arbeit, wenn er müde und wenig festlich gestimmt nach Hause kam, bereitete ich den Wein zu, stellte eine CD mit Weihnachtsliedern an, und nach einigen Bechern war er in der richtigen Stimmung. Es klappte jedes Mal. Ab dem dritten Becher sang er mit der Neil-Diamond-CD, die ich auf Shuffle-Modus gestellt hatte, im Duett.

Ich vermisse ihn. Wir können nicht mehr verheiratet sein, wir haben uns zu sehr auseinanderentwickelt, aber ich vermisse die Traditionen, den Spaß, die Zeiten mit der Familie. Ich denke, das ist es, was ich am meisten vermisse.

Die Kinder werden Mom und Dad niemals mehr im gleichen Haus haben.

Sie werden niemals wieder ein traditionelles Weihnachtsfest feiern können.

Das ist ein so brutaler Gedanke, so grausam und beunruhigend, dass ich aufstehe, den Stecker der Lichterkette ziehe, den Weihnachtsbecher in die Küche bringe und die Treppe hochsteige, um ins Bett zu gehen.

Ich bin gerade damit fertig, mein Gesicht zu waschen, als ich von unten ein grauenvolles, splitterndes Krachen höre. Mir wird ganz kalt. Für einen Moment bin ich unfähig, mich zu rühren. Ich kann bloß dastehen, mit einem kranken, eisigen Gefühl in der Körpermitte. Ich sehe mich im Spiegel, die bauschige Duschhaube noch auf dem Kopf, schaumige Seifenspuren am Haaransatz, und ich weiß, was das war, dieser von zerbrechendem Glas begleitete Aufschlag.

Der Baum.

Er ist gerade umgekippt.

Seit diesem fröhlichen Ereignis sind zwanzig Tage vergangen, aber wir haben es geschafft. Heute ist Heiligabend. Und das bedeutet: Showtime!

Das war's. Nichts muss mehr eingekauft werden. Nichts muss mehr eingepackt werden. Keine verzweifelten letzten Ausflüge zum Lebensmittelladen sind mehr nötig. Jetzt ist es Zeit, in die Vollen zu gehen und das große Ereignis auf die Beine zu stellen: Üppiges Festessen, flackerndes Kaminfeuer, Weihnachtslieder, Familie, Freunde und natürlich dieser extrem wichtige mitternächtliche Besuch des Weihnachtsmanns.

Ich habe meine besten Freundinnen eingeladen, uns beim Weihnachtsessen Gesellschaft zu leisten. Meine drei engsten Freundinnen sind Kristine, Nic und Anne. Auch ihre Kinder und Ehemänner kenne ich so gut, dass es mir vorkommt, als wären wir alle eine große Familie. Und vielleicht sind wir das auch. Kristines Familie lebt nicht in diesem Staat. Nic hat hier nur ihre Mutter, die vier Stunden Autofahrt entfernt in Portland lebt. Annes Eltern leben hier. Aber sie sind so ähnlich wie meine (meine Mutter und mein Vater leben in Spokane, zwischen ihnen und uns liegen beruhigenderweise die massigen Cascade Mountains), was bedeutet, dass sie ständig auf Reisen und damit beschäftigt sind, das zu tun, was Pensionäre, die überall Ermäßigungen bekommen, so tun.

Für mich ist es eine Freude, alle hier zu haben. Ich mag zwar nicht in der Lage sein, einen Baum in den Christbaumständer zu bekommen, aber ich kann sehr wohl eine Party veranstalten, die Martha Stewart neidisch machen würde.

Das ist eine Fähigkeit, die uns Whittings angeboren sein muss. Whiting ist mein Mädchenname. Die Frauen in meiner Familie können so gut kochen, den Tisch dekorieren und eine angenehme Atmosphäre schaffen, dass alle sich nichts mehr wünschen, als sich einfach einen Stuhl heranzuziehen und dazubleiben.

Das Menü des heutigen Abends habe ich aus einer alten Ausgabe des Gourmetmagazins: Schinken, Truthahn mit einer Füllung aus gerösteten Esskastanien, glatte braune Sauce mit einem Hauch von Champagner, Kartoffelpüree, glasierte Süßkartoffeln, selbstgebackene Brötchen, Cranberrysalat, Spinatsalat mit Granatapfel und Avocado. Himmlisch. Dies ist mein traditionelles Heiligabendfestessen, und alles ist so, wie es immer war. Mal davon abgesehen, dass Daniel fehlt.

Ich brauche bloß daran zu denken, mich daran zu erinnern, und mir ist, als befänden sich meine Innereien im freien Fall. Es ist ein Gefühl, das mir den Atem raubt, mich erschüttert und mein Inneres mit Adrenalin flutet.

Ich vermisse mein Leben. Ich vermisse die Familie, die wir waren, mehr als ich sagen kann.

Aber Daniel und ich sind nicht mehr verheiratet, und ich kann nicht zurück. Ich kann nur vorwärts gehen. Also verbanne ich ihn aus meinen Gedanken, wohl wissend, dass er heute Abend mit Melinda zusammen ist. Ihm geht es gut. Mir geht es gut. Allen geht es gut. Außerdem habe ich keine Zeit, traurig zu sein. In wenigen Minuten werden hier siebzehn Gäste eintreffen. Acht davon sind Kinder. Dazu kommen einige Verwandte auf Besuch, die meine Freundinnen schlecht zu Hause lassen konnten, da sie extra für die Feiertage nach Seattle geflogen sind.



Geduscht, aber noch nicht vollständig angezogen, renne ich durch das Haus und zünde Kerzen an, dimme dann die Lichter, schalte auch den elektrischen Kamin im Wohnzimmer ein (elektrische Kamine sind ein Geschenk für jede alleinstehende Frau) und stelle den CD-Spieler an. Wir sind fast so weit. Ich muss nur noch mein Make-up vervollständigen, die Bluse hinten zuknöpfen und in die Schuhe schlüpfen.

Wieder oben, werfe ich mir Make-up auf das Gesicht, als wäre es ein Paintballspiel. Beigefarbener Spritzer, goldener Spritzer, grauer Spritzer, roter Spritzer. Glücklicherweise kenne ich mein Gesicht mittlerweile ziemlich gut. Ich kann zielen und schießen, und die Farbe trifft das Ziel mit neunzigprozentiger Genauigkeit.

Ich neble mich gerade mit Parfum ein, als die Türglocke geht. Sie sind da.

Anne, ihr Chirurgen-Ehemann Philipp und ihre dreiköpfige Brut sind die Ersten.

»Frohes Fest!«, ruft Anne und umarmt mich, als sie das Haus betreten und anfangen, sich aus ihren Mänteln zu schälen. »Du siehst großartig aus. Ich erinnere mich nicht an diese Hose. Ist die neu?«

Ich tausche ein Küsschen mit Philipp und zeige den Kindern den Weg nach oben, wo meine zwei im Gästezimmer spielen. »Ja, ich hatte es satt, dass du mich immer wegen meiner weiten Klamotten aufgezogen hast.«

Philipp steuert bereits die Küche an, mit der Flasche Wein, die sie mitgebracht haben, während Anne und ich Mäntel im Flurschrank aufhängen.

»Es wurde Zeit, dass du dir mal etwas gekauft hast, das sexy ist«, fährt Anne fort, als ich die Tür des Schrankes schließe. »Du hast eine Superfigur, Jack. Zeig sie!« Anne ist seit einem Jahr auf Diät. Sie verliert Gewicht, doch drei Monate später hat sie es wieder drauf.

»Du wirst auch abnehmen, Anne. Das tust du immer.«

»Nur um wenig später wieder zuzulegen.«

»Nun, du kannst immer noch meine Methode ausprobieren«, sage ich leichthin und hänge den letzten Mantel auf. »Lass dich scheiden, dir dein Herz brechen, heul dir ein oder zwei Monate lang die Seele aus dem Leib. Dann wird dein Gewicht nur so dahinschmelzen.«

»Du bist schon ziemlich schlank geworden.«

»Annie, du bist glücklich verheiratet! Du hast drei prachtvolle Kinder! Vier oder fünf Kilo mehr sollten dein Selbstwertgefühl nicht beeinträchtigen.«

»Sollten sie nicht. Tun sie aber.«

So ist es. Wir bestimmen unseren Wert nach unserem Gewicht, unserem Haar, unserer körperlichen Attraktivität. Es sollte nicht so sein. Aber es ist so.

Die Türglocke meldet sich wieder. Nic, Kristine und ihre Familien sind alle auf einmal angekommen. Plötzlich ist das Haus voll mit Kindern, die die Treppen hoch- und runterpoltern, und Männern, die sich um die Bar versammeln, die ich im Speisezimmer eingerichtet habe.

»Alles sieht wundervoll aus.« Kristine streicht ihre maßgeschneiderte schwarze Hose glatt, während sie mir das Kompliment macht. Einmal Anwältin, immer Anwältin. Sogar zu Weihnachten hat sich Kris für ihren praktisch-nüchternen Kleidungsstil entschieden.

»Danke.«

»Ist das der berühmt-berüchtigte Baum?«, fragt Nic und deutet mit dem Kinn in Richtung meines Problem-Weihnachtsbaums in der Wohnzimmerecke.

»Das ist er.« Ich nehme ihr den Weihnachtsstern ab, den sie mir mitgebracht hat, und stelle ihn auf eine antike Konsole im Flur. »Wein? Champagner? Was möchtet ihr?«

Champagner scheint heute Abend der Favorit zu sein. Wir gehen in die Küche, wo die Kids bereits die Hälfte der Cracker und fast alle Trauben von der Käseplatte verschlungen haben.

Anne sieht mein großzügiges Vorspeisenbüfett auf der Granittheke – Käseplatte, Paté, gekühlte Shrimps mit Dill, heißer Krabbendip, Räucherlachsauflauf –, dreht sich zu mir um und schaut mich mit erhobenen Augenbrauen an. »Was?«, fragt sie mit ausdruckslosem Gesicht: »Kein Schokopuffreis?«

Das ist ein kleiner Insiderwitz. Vor einigen Jahren hatten Anne und ich eine heftige Kontroverse über Ernährung. Anne kocht großartig, sehr gesund, mit Produkten aus biologischem Anbau. Einmal erklärte sie mir, wenn ich meine Kinder nicht mit so viel Zucker füttern würde, wäre Jessica vielleicht ruhiger und William nicht so stämmig. Das nahm ich ihr übel.

Ich füttere meine Kinder nicht mit Mist. Es ist nicht so, dass ich ihnen süße Softdrinks in den Hals kippe. Ich koche gesunde Mahlzeiten. Ja, wir haben Kekse im Küchenschrank, tiefgekühlte Fertigwaffeln in der Kühltruhe und kinderfreundliche Frühstücksflocken, aber das haben die meisten Amerikaner. Also lasst mich damit in Ruhe.

Und das habe ich auch zu ihr gesagt. Ich weiß nicht, ob es die Art war, wie ich es sagte, oder die Tatsache, dass ich wirklich verletzt war über ihre Aussage, aber wir haben einige Wochen gebraucht, um darüber hinwegzukommen. Wir können jetzt Witze darüber machen, aber ich würde nicht wieder mit ihr streiten wollen. Es ist schlimm genug, mit seinem Ehepartner streiten zu müssen. Man will nicht auch noch mit seinen Freunden streiten.

»Ich weiß nicht, wie du das schaffst, Jackie«, sagt Nic in leicht neidischem Tonfall, als sie den dekorierten Miniaturbaum auf der Theke, die Vorspeisen, die brennenden Kerzen und die knitterfreien pink-rot-grün gestreiften Cocktailservietten mustert. »Ich schaffe es manchmal kaum, mir die Zähne zu putzen, und du stehst hier mit uns, siehst umwerfend aus und schmeißt allein eine glamouröse Party. Wie machst du das?«

Ich zucke mit den Schultern. Geschmeichelt, aber auch leicht schuldbewusst. Ich habe Tage damit verbracht, das hier auf die Beine zu stellen. Tage, an denen ich eigentlich an meinem Schreibtisch hätte sitzen und arbeiten müssen, aber manchmal geraten mir meine Prioritäten durcheinander. Manchmal will ich, dass alle so richtig glücklich sind, weil ich glaube, dass ich dann auch glücklich sein werde. Ich weiß, dass es so nicht funktioniert, aber ich schaffe es anscheinend nicht, mich zu ändern.

»Hast du in letzter Zeit mal mit Daniel gesprochen?«, fragt Kristine. Kristine, die frühere Anwältin (ihr Mann ist immer noch Anwalt), ist auch Mutter, Hausfrau und jetzt unbezahlte freiwillige Sonderbeauftragte. Kristine ist immer stellvertretende Vorsitzende irgendeines Wohltätigkeitskomitees und ruft mich meistens auf dem Weg zu oder von ihren Komiteemeetings an.

Kristine hat bereits im frühen Stadium unserer Freundschaft begriffen, dass ich nicht bei

Komitees mitmache. Ich gebe gern meine Zeit, helfe mit einer Aktion oder schreibe einen Scheck aus, nur darf mich niemand zwingen, mit einer Gruppe Frauen herumzusitzen, die aussehen wie ich und reden wie ich, und versuchen, zu einem Konsens zu gelangen.

»Es ist ein paar Tage her«, sage ich, mühe mich mit dem Korken der Champagnerflasche ab und schaffe es schließlich.

»Und, wie steht's?«

»Gut, nehme ich an.« Ich gieße allen Champagner in ihre Flöten. »Wir haben uns nicht lange unterhalten. Es ist wieder so gezwungen zwischen uns. Ich weiß nicht warum.«

»Immerhin sprecht ihr wieder miteinander«, antwortet Nic. Nic ist sensibel und will immer, dass alle glücklich sind. Sie war früher, bevor sie Kinder bekam, Lehrerin und bleibt jetzt mit ihren Sprösslingen zu Hause.

»Ich versuche es.« Ich betrachte die zerplatzenden und zischenden Bläschen in meiner Champagnerflöte. »Ich denke, er versucht es auch. Wir lieben beide die Kinder.«

»Redet er immer noch davon, dass er nach San José ziehen will?«, fragt Kristine.

Ich schüttele den Kopf. »In letzter Zeit nicht mehr. Seine Freundin verbringt jetzt mehr Zeit hier.«

Einen Moment lang sagt niemand etwas. Dann verrät Nic, dass sie Daniel und Melinda gestern im Biomarkt getroffen hat. »Sie scheint nett zu sein«, schließt Nic ungeschickt.

Ich sage nichts, denn ich weiß dazu nichts zu sagen. Nachdem ich fünfzehn Jahre lang mit Daniel zusammen war, kenne ich ihn so gut, aber das, was ich weiß – was funktioniert hat – funktioniert nicht mehr. Als Ex ist man vertraut und doch wieder nicht, bekannt und wird doch kritisiert. Einst geliebt, aber nun abgelegt.

»Denkst du, ihr werdet irgendwann wieder zusammenkommen?«, fragt Nic hoffnungsvoll. Sie ist vermutlich meine einzige Freundin, die uns beide gern versöhnt und wiedervereint sehen würde. Ich weiß nicht, ob es ihre katholische Erziehung ist (sie hat sowohl an staatlichen als auch an kirchlichen Schulen unterrichtet), oder ob es die Statistiken über Scheidungskinder sind, die sie mir gezeigt hat (sie werden häufiger geschieden als Kinder, die in stabilen Kleinfamilien aufgewachsen sind), aber sie hat unsere Scheidung ziemlich schwergenommen.

»Nein«, antworte ich unverblümt und lächle angestrengt. Ich will nicht an diese Statistiken denken, hasse es, mir vorzustellen, dass Jessica oder William das erleiden müssen, was ich jetzt erleide. »Ich muss vorwärts gehen. Ich kann nicht mehr zurück.«

Dann sehe ich plötzlich die Zukunft vor mir, denke an all die kommenden Feiertage und Weihnachtsfeste. Nächstes Jahr werde ich die Kinder zu Weihnachten nicht bei mir haben. Es wird das erste Mal sein, dass ich Weihnachten ohne meine Kinder verbringe, seit William vor neun Jahren geboren wurde. Wie kann ich Weihnachten ohne sie sein? Wie konnten Daniel und ich auf die Idee verfallen, die Feiertage auf diese Weise aufzuteilen?

Ich habe Angst, denke ich. Große Angst. Was soll ich an Weihnachten ohne die Kinder anfangen? Was wird das für ein Weihnachtsmorgen sein ohne die aufgehängten Strümpfe?

»Du bereust es also gar nicht?«, fragt Nic hartnäckig und lehnt sich über die Theke, um sich Chips und ein Stück Käse zu schnappen.

Mit einem Knoten im Magen beobachte ich, wie Anne warmen gebackenen Brie auf

meine Blätterteigapfelküchlein streicht. Ich habe deshalb abgenommen, weil ich nicht mehr essen kann, nicht mehr schlucken kann, nicht mehr viel tun kann, außer mich wie der letzte Dreck zu fühlen, weil ich den Kindern das antue.

»Natürlich hat man immer Bedenken«, zwinge ich mich zu sagen. »Aber am schlimmsten ist es, wenn ich Hilfe brauche und niemand da ist, der mir etwas abnehmen kann. Wenn ich Daniel nicht anrufen kann, um zu sagen, ›Hol William vom Baseball ab‹, oder ›Kannst du Milch mitbringen?‹ Aber wir lernen dazu. Passen uns an. Wenn wir keine Milch haben, packe ich die Kinder in den Wagen, und wir fahren zusammen zum Laden. Oder wir verzichten darauf.«

Anne seufzt schwer, dramatisch, in der Absicht, uns zum Lachen zu bringen. »Was bedeutet, dass es keinen Schokopuffreis gibt.«

Sie bekommt ihren Lacher. Zumindest ich lache. »Lass mich mit deinem verdammten Schokopuffreis in Ruhe!«

Jetzt lachen wir alle. Die Spannung löst sich in Wohlgefallen auf. Das Gespräch driftet zu einem anderen Thema. Wir stehen um die Kücheninsel herum, knabbern und nippen an unseren Champagnergläsern. Die Zeit vergeht. Die Atmosphäre ist so entspannt und glücklich, dass es mich wie ein Schlag trifft, als Kris' Ehemann im Mantel in der Küche erscheint und sagt, dass sie gehen müssen.

Was soll das heißen, sie müssen gehen? Warum müssen sie gehen? Bevor ich protestieren kann, sind bereits alle in Bewegung, rennen in der Gegend herum, sammeln Kinder und Handtaschen ein, suchen nach Pullovern und fehlenden Socken.

Während ich die Aufbruchsbewegungen in Richtung Tür beobachte, ist alles, was ich fühle, nur Schmerz und Panik. Sie können jetzt nicht gehen. Sie können doch nicht alle gleichzeitig gehen. Wir haben noch nicht einmal mit dem Abendessen angefangen!

»Ihr müsst jetzt noch nicht gehen, nicht wahr?«, sage ich bittend und blockiere den Flurschrank mit ausgestreckten Armen. »Es ist noch früh, nicht mal neun. Und ich habe so viel zu essen gekocht ...«

»Jack, ich habe einen Truthahn im Ofen«, unterbricht mich Kris sanft. »Die Kinder wollten ihr traditionelles Essen zu Hause haben, deshalb haben wir die Mahlzeit auf später verschoben.«

Ich sehe sie an und fühle mich albern. Noch alberner fühle ich mich, als mir Tränen in die Augen treten. »Du hast einen Truthahn zu Hause?«

»Ich dachte, du wüsstest, dass wir nur auf ein paar Drinks vorbeikommen.«

Natürlich. Ich drehe mich zu Nic und Anne um. »Und ihr, müsst ihr auch schon aufbrechen?«

»Meine Mutter ist müde«, erklärt Nic. »Sie ist erst heute Abend aus Portland herübergefahren.«

Natürlich.

Die Tränen in meinen Augen sind nichts im Vergleich zu dem Druck auf meiner Brust. Das Leben, das ich hatte, ist dahin. Die Familie, die Traditionen, die Sicherheit. Nichts davon ist übrig geblieben. Jetzt spüre ich, wie die Tränen fließen.

Ich vermisse mein altes Leben. Und ich habe keine Ahnung, was für ein Leben das ist, mein neues Leben.

Es ist so verwirrend.

Ich bin so lange Ehefrau und Mutter gewesen, dass ich keine Ahnung habe, wie ich es anstellen soll, nicht mehr Ehefrau zu sein. Ich weiß auch nicht mehr, wie ich es anstellen soll, eine Frau zu sein. Ich weiß nicht einmal mehr, was eine Frau ausmacht oder was eine Frau tut.

»Aber Jack!«, sagt Nic und nimmt mich in den Arm. »Nicht weinen. Alles ist gut. Alle fanden es großartig bei dir!«

Ich nicke, gegen ihre Schulter gelehnt. Alle haben zufrieden und glücklich gewirkt. Die Kinder sind herumgerannt. Ich habe sie lachen gehört, wenn sie die Treppe hoch und runter und in die Küche gelaufen sind, um Nachschub an Trauben und Äpfeln zu holen. Aber ich habe ein richtiges Abendessen vorbereitet, die Art von Essen, das am Tisch, in großer Runde mit der Familie, verzehrt werden sollte.

»Ich dachte nur ...« Ich mache einen Schritt rückwärts, wische unter meinen Augen, um die Tränen zu erwischen, bevor sie meine Wimperntusche verlaufen lassen. »Ich dachte nur, ihr alle würdet länger hierbleiben.«

»Es ist Weihnachten, Jackie«, sagt Kris sanft, aber das hilft mir auch nicht. Denn das ist ja das Problem. Es ist Weihnachten, und es fühlt sich nicht so an, wie Weihnachten sich anfühlen sollte. Nichts fühlt sich mehr so an, wie es sich anfühlen sollte.

»Ich weiß«, antworte ich. »Ich weiß ...« Meine Stimme bricht, und ich spüre, wie mein Gesicht zerspringt, Tränen hervorquellen. Ich hasse dieses Gefühl, die Kontrolle zu verlieren. Aber es ist zu spät. Die Kontrolle ist verloren. Alles was geblieben ist, ist Erschöpfung. »Es tut mir leid. Es tut mir leid, es ist nicht eure Schuld, Mädels. Nichts, was ihr getan habt. Ich bin so froh, dass ihr alle gekommen seid. Wirklich froh.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen«, sagt Anne, während Kris in ihrer Handtasche nach einem Taschentuch kramt. »Weihnachten ist für niemanden eine einfache Zeit. Für dich muss es gerade besonders schwer sein.«

Ich nicke und tupfe meine Augen und bete, dass die Männer nicht gerade in diesem Moment hereinschneien. Die Ehemänner meiner Freundinnen sind immer noch gute Freunde von Daniel. Ich könnte es nicht ertragen, wenn sie mich so sehen würden: schluchzend, in meinem eigenen Flur vor dem Kleiderschrank. »Ich kann nicht glauben, dass ich euch hier etwas vorheule. Es ist mir so peinlich. Wir haben Weihnachten. Es sollte eine glückliche Zeit sein, und ich wollte, dass alles perfekt wird ...«

Nic umarmt mich erneut. »Es ist perfekt. Du bist perfekt.«

Das macht es nur schlimmer. Ich bin nicht perfekt. Aber die Tatsache, dass meine Freundinnen mich trotzdem lieben, macht mich fertig. Ich weine heftiger. Mein Gott. Ich dachte ehrlich nicht, dass es noch so schwer sein würde. Ich hätte nicht gedacht, dass ich mich so ... so merkwürdig fühlen würde. Immerhin ist es ein Jahr her seit der Scheidung.

Die Tränen laufen und laufen. Ich löse mich von Nic, nehme ein weiteres Taschentuch von Kris entgegen und bin immer noch fertig. Sie haben alle Ehemänner, mit denen sie heute Abend nach Hause fahren. Ich hatte auch einen. Ich hatte auch einen, bevor ich beschloss, dass ich mehr wollte, brauchte. Jetzt habe ich Angst davor, dass es nicht mehr geben wird. Ich habe Angst davor, dass es das für mich gewesen ist und dass ich verloren habe. Ich seh mich nicht mit einem neuen Ehemann. Die sind viel zu arbeitsaufwendig.